

(Nachdruck verboten.)

7) Der Arbeiter Schewyrjoff.

Revolutionsgeschichte von M. Artzibaschew.

6.

Schon auf der Treppe hörte man verzweifelt weibliches Kreischen; als Schewyrjoff durch den dunklen Korridor ging, fiel ihm die offene Tür zu einem Zimmer, in dem er schon am Morgen hatte Kinder schreien hören, in die Augen. Trotzdem er schnell vorbeiging, bemerkte er doch Betten, Kisten, auf denen Haufen von Kleiderlumpen herumlagen; zwei halbnackte Kinderchen saßen nebeneinander auf dem Betttrand mit hängenden Beinchen und erschrockenen Gesichtern; ein Mädchen von etwa sieben Jahren drückte sich an den Tisch, und ein großes mageres Weib strich sich mit beiden Händen verwirrte dünne Haare aus dem Gesicht.

„Was sollen wir jetzt anfangen? Hast Du daran gedacht, Du Dummkopf, Du elender?“ schrie sie durchdringend und verzweifelt.

Ohne sich aufzuhalten, ging Schewyrjoff in sein Zimmer, zog den Mantel ab und setzte sich auf den Betttrand. Er lauschte aufmerksam.

Die Frau schrie weiter, und ihre kränklichen Schmerzensschreie fuhren durch die ganze Wohnung, wie der Hilferuf eines Ertrinkenden. Es lag nicht einmal besonderer Haß in ihnen, obgleich sie fluchte, schimpfte, Vorwürfe machte. Es waren nur Schmerzensrufe äußerster wehrloser Verzweiflung.

„Wo sollen wir mit den Kindern hin? Auf der Straße verkommen? Betteln? Oder soll ich mich verkaufen, ja, damit Deine Kinder Brot haben? Warum redest Du denn nichts? . . . Woran hast Du gedacht? . . . Wo sollen wir jetzt hin?“

Ihre Stimme wurde immer höher und höher, und die schrecklichen pfeifenden Töne der Schwindsucht drangen unheimlich durch.

„Ach, was die nicht erzählen! . . . Dieser Revolutionär! . . . Protest erheben! . . . Was für ein Recht hast Du denn, Protest zu erheben, wenn Du überhaupt nur aus Mitleid behalten würdest! . . . Wer bist Du denn eigentlich? Auch bessere Leute als Du leben und dulden. . . . Konntest nicht dulden? . . . Aber wenn man Dir in die Schnauze gespußt hätte, müßtest Du auch schweigen. . . . Dich erinnern, daß Du fünf hungrige Mäuler zu Hause sitzen hast! . . . Ich bitte schön, der Stolz! . . . Was für einen Stolz kannst Du haben, Du Bettler! Brot solltest Du haben und keinen Stolz. . . . Ja, seht doch, ein Lehrer ist's Büdlimgemachen vor den Tschinowniks nicht gewöhnt! . . . Schafskopf! . . . Idiot, elender!“

Die Frauenstimme riß ab und röchelte, bis sie in einem qualvollen, alle Eingeweide zerreißen den Husten aufging. Sie verschluckte sich, krächzte, spuckte, und vollständig außer Atem, stöhnte sie auf wie ein zu Tode gequetschter Hund.

„Maschenka, Du solltest Gott fürchten!“ murmelte kaum vernehmbar eine erbärmliche, niedergeschlagene Stimme, und Tränen der Verzweiflung und des sanftmütigen hilflosen Bewußtseins über die unerdiente Beleidigung könten in ihr. — „Ich konnte doch nicht anders. . . ich bin ja doch ein Mensch und kein Hund.“

Die Frau brach in schrilles Lachen aus.

„Was bist Du für ein Mensch! . . . Du bist eben ein Hund! . . . Hast Du junge Hunde in die Welt gesetzt, so schweig und dulde wenigstens. . . . Wärest Du ein Mensch, so mühten wir nicht in diesem Loch hausen und alle drei Tage einmal essen. . . . Ich brauchte nicht barfuß herumzulaufen und fremde Dumper zu waschen! Ein Mensch. . . . So siehst Du aus! . . . Verflucht sollst Du mit Deinem Menschentum werden! . . . Underthals Jahre haben wir gehungert, bis ich die Stelle mit meinen Tränen erbettelt hatte. . . . Bin den Leuten vor den Füßen herumgerutscht, wie eine Bettlerin! . . . Hast ja schon einmal Deinen Edelmut gezeigt. . . . Rußland mitgerettet. . . . Dabei selber beinahe hinter dem Baune vor Hunger krepierst! . . . Seht einer den Gelden an! . . . O Gott! Verflucht soll der

Tag werden, wo ich Dich zum erstenmal gesehen habe! . . . Lump!“

„Maschenka, so fürchte doch Gott!“ Durch ihre rasenden Ausrufe brach sich die verzweifelte männliche Stimme. „Konnte ich denn damals anders handeln? Alle gingen. . . alle hofften. . . . Dachte ich denn, daß . . .“

„Du hättest eben denken müssen! Müssen! . . . Andere hatten vielleicht keine hungrigen Mäuler auf ihrem Rücken. . . . Was für ein Recht hattest Du, für andere zu riskieren? Hast Du uns gefragt? Hast Du die Kinder gefragt, ob sie für Dein Rußland verhungern wollen? Hast Du sie gefragt? . . .“

„Ich konnte doch nicht wissen. . . . Ich habe doch wie alle ein besseres Leben gewollt. . . . für Euch, für Dich doch. . . .“

„Ein besseres Leben!“ kreischte die Frau hysterisch auf, „was hattest Du für ein Recht, von einem besseren Leben zu träumen, wo Du schon kein schlechteres mehr haben konntest, wo wir im Dorf fast betteln gehen konntent! Wo ich. . . wo ich die Schwindsucht. . . .“

Ein krachender, wie in Stücke zerrissener Husten erschütterte ihre Klagen. Einige Minuten lang konnte man in dem Geräusch nichts unterscheiden, dann sagte sie in bemitleidenswertem, ohnmächtigem Flüsterton, der aber in der ganzen Wohnung zu hören war:

„Siehst Du. . . ich sterbe schon. . . .“

„Maschenka!“ rief der Mann, und sein schwacher Schrei enthielt so viel ausweglose Trauer, Reue, Liebe, daß sich selbst Schewyrjoffs gleichmütiges Gesicht in einer krampfhaften Grimasse zusammenzog.

„Was, Maschenka!“ schrie wie triumphierend die Frau mit der Grausamkeit unglücklicher Menschen, „da hättest Du früher Maschenka“ rufen sollen! . . . Was bin ich jetzt eine Maschenka, — eine Leiche bin ich. . . verstehst Du, eine Leiche! . . .“

„Mutterchen!“ ertönte plötzlich eine kindliche Stimme, „rede nicht so! Mutterchen! . . .“

„Aber weine doch nicht. . . um Gottes willen!“ schrie der Mann. „Was denn — was — was — was — ich konnte doch nicht. . . als man mir. . . ins Gesicht sagte: Kindvieh und Schafskopf — was — hör doch auf zu weinen. . . hör doch um Gottes willen auf! . . . Ich. . . ich werde mich aufhängen. . . es ist doch. . .“

„Aha, sich aufhängen!“ sagte die Frau mit furchtbarer Deutlichkeit, fast mit Ruhe: „Du hängst Dich auf, und was soll aus uns werden? . . . Ich kann mich nicht einmal aufhängen. . . Du hängst Dich auf, und die hier mögen vor Hunger krepieren? Djoscha mag auf den Newskij gehen, wie? . . . Schön, hänge Dich auf, hänge Dich auf! Aber das merke Dir, noch in der Schlinge werde ich Dich verfluchen! . . .“

Ein merkwürdiger dumpfer Schall, als würde ein Kopf gegen die Wand geschlagen, drang an Schewyrjoffs Ohr.

„Halt, laß das!“ rief die Frau wild und stürzte sich auf ihn. „Laß, laß, Djoscha! . . .“

Ruckweises, krampfhaftes Volgen Klang herüber, ein Stuhl fiel um. Der Mann röchelte, und die wütenden, dumpfen Schläge eines menschlichen Schädels gegen die Wand rissen sich durch Schreien und Röcheln.

„Djoscha, Djoschenka, laß doch, laß!“ schrie die Frau gellend, und plötzlich hörte man ein neues Geräusch, als wenn der Kopf gegen etwas Weiches geschlagen hätte. Wahrscheinlich hatte sie ihre Hand zwischen den Kopf ihres Mannes und die Wand geschoben, so daß er in seinem furchtbaren hysterischen Anfall gegen sie gerannt war.

Auf einmal begannen die Kinder zu weinen. Zuerst eine Stimme, wahrscheinlich die des ältesten Mädchens, dann gleichzeitig die zwei der Knaben, die mit herabbaumelnden Beinchen auf dem Betttrand saßen.

„Djoscha, Djoschenka! . . .“ murmelte die Frau wie im Fieber: „nicht doch, nicht doch. . . verzeihe mir. . . nicht doch! . . . Nun, es ist nichts. . . nichts irgendwie. . . nun, wir werden schon sehen. . . natürlich. . . Du konntest nicht anders, man hat Dich beleidigt. . . Djoschenka! . . .“

Und sie brach in klagendes abgebrochenes Schluchzen aus.

Schweyrjoff hatte den Hals nach jener Seite ausgereckt; über sein blaßes Gesicht zogen schmerzliche Zuckungen.

Drüben wurde es still. Man hörte nur noch, wie jemand hilflos, kläglich schluchzte, doch war nicht zu unterscheiden, ob ein Erwachsender oder ein Kind.

Schon kam die Dämmerung, und in ihrem bläulichen Schein, der so haltlos wie Spinnweb in der Luft hing, wirkte dieses Schluchzen unerträglich bedrückend und herzzerreißend.

Dann verstummte auch das.

Im Korridor, hinter dem Vorhang, wurde wieder hustendes verhaltenes Flüstern hörbar. Zwei dünne Stimmen, die in jedem Augenblick abbrachen, als wenn sie fürchteten, von jemand belauscht zu werden, raunten sich, halb entsetzt, halb wie sterbend etwas zu, wovon Schweyrjoff nur verstehen konnte: „Wollte sich nicht ducken lassen, he? . . . Gegen einen Beamten frech geworden . . . ein Beamter hat zu ihm Schafskopf gesagt . . . he? Keine Demut mehr im Menschen . . . ? Keine Demut . . . he? . . . Nu sage an, gegen den Beamten . . . grob werden . . . seinen Wohltäter . . . he?“

Schweyrjoffs Finger trommelten immer rascher und rascher auf den Knien. Im Flur ertönte scharfes Läuten. Die Alten wurden still. Niemand öffnete. Wieder ging die Glocke. Hinter dem Vorhang hörte man einiges Flüstern, einer schob den andern, jeder weigerte sich. Die Glocke rief zum drittenmal.

Dann schlürften vom Vorhang her schwankende Schritte über den Korridor.

„Warum macht niemand auf? Schlafen alle, was?“ fragte Madjew, als die Tür geöffnet wurde.

Mit breiten Schritten ging er durch den Korridor, öffnete die Tür zu seinem Zimmer und rief mit seinem fröhlichen und gutmütigem Haß:

„Maksimowa! . . . Für mich den Esamowar, ja?“

Eigentümlich war es, diese lebensfrohe Stimme inmitten des besonnenen, ängstlichen Schweigens zu hören. Er bekam keine Antwort. Madjew streckte den Kopf in den Korridor heraus und rief:

„Zwan Jedossjeitsch, ist Maksimowa nicht zu Hause?“

Eine ehrfurchtsvolle Uebrigere Stimme antwortete hinter dem Vorhang:

„Maksimowa sind für kurze Zeit ausgegangen, Esergej Zwanowitsch; sind mit Olga Zwanowna nach der Kirche gegangen.“

„So—o,“ meinte Madjew tiefsinnig, „vielleicht werden Sie mir dann, Zwan Jedossjeitsch, einen Esamowar anstellen?“

„Sofort!“ rief der Alte hinter dem Vorhang dienstbeflissen zurück und schlürfte, an den bloßen Füßen Gummischuhe schlenkernd, in die Küche.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der fritz.

von Hans Hyan.

Der Fritz war gerade hinausgegangen in den kleinen Vorgarten des Restaurants, um die Gastuppellampe am Eingang anzuzünden. Nun benutzte er den Anzünder, dessen lange Stange er niedrig hielt, um eine Zigarre anzusteden.

Vom nahen Kirchturm schlug es eben sieben. Um diese Zeit war die Kneipe, ein sogenanntes Stammlokal, das die Bürger der Nachbarschaft aufsuchten, fast stets leer . . . Der Kellner konnte sich also schon einen Augenblick ausruhen und ein paar Büge aus der geliebten Zigarre tun . . .

Es war ein Herbstabend und die Luft so feucht und neblig, daß der Kellner die Normaluhr drüben auf der Mittelallee der breiten Straße nicht erkennen konnte. Und das letzte Laub, das noch an den Zweigen der Bäume hing, glänzte vor Feuchtigkeit im gelben Schimmer der Straßenlaternen . . .

Jetzt kam mit stampfendem Klingelton die Elektrische unter der Eisenbrücke der Stadtbahn herangefahren; an der Kurve verlangsamte sich ihr Gang, und gerade vor dem Lokal von Schwengle, wo die Haltestelle war, hielt der Wagen.

Nur ein Herr stieg aus. Er blieb auf dem Trottoir ungeschlüssig stehen, sah sich rechts und links um und ging, den Schirm aufspannend — denn es fing wieder an, in feinen Tropfen naß zu fallen — hinüber nach der Normaluhr. Nachdem er auch von hier nach allen Seiten gepäht hatte, betrat er wie mit kurzem Entschluß den Vorgarten des Restaurants.

Als der Herr, der einen Zylinder und Glacés trug und auch sonst schick gekleidet war, an ihm vorüberging, war's dem Fritz gewesen, als lenne er ihn. Inbessern ließ er ihn ruhig in das Restaurant hineingehen. Er selbst tat erst noch ein paar lange

Büge aus seiner Zigarre, die er dann, um sie für den Nachhauseweg in der Nacht aufzubewahren, in das kleine Blechetaui legte. Nun ging auch er hinein; vom Büfett her schallte ihm schon der Ton der Bedienungsklingel entgegen.

Er eilte, im Vorbeigehen die Serviette vom Seitentischchen nehmend und sie mit gewohntem Schwung unter den Arm werfend, zu dem Gast hin, der bereits abgeleht hatte und nun die Speisekarte und ein Glas Echtes verlangte.

„Münchener oder Pilsener, bitte?“ sagte Fritz und zog die Speisekarte aus der Fradtasche.

„Münchener . . .“

Der nonchalante, etwas gezogene Ton dieser Stimme kam dem Kellner bekannt vor; er sah den Gast, der das Gesicht über die Karte gesenkt hielt, scharfer an, ohne in dieser Stellung mehr als einen Teil seines Profils erfassen zu können.

„Und was wählen der Herr?“

„Das werd' ich mir noch überlegen . . .“

Den Fritz überfiel eine eigentümliche Erregung: den fast affektiert gleichgültigen Ton dieser Stimme, die etwas Abweichendes und verlegend Hochmütiges hatte, den kannte er! Er hätte ihn unter Tausenden heraus wiedererkannt und hatte ihn sicher schon mal irgendwo gehört . . . mehr als einmal sogar! . . .

In diesem Augenblick hob der Gast den Kopf . . . Als habe ihn ein Schlag getroffen, zog sich der Kellner mit einem halblauten „Bittel“ zurück und begab sich an das Büfett.

„Was denn?“ fragte die Wirtin am Bierapparat, wie der Fritz vor dem Schänkisch stand und sie in tiefen Gedanken nur immer ansah, „was denn?“

„Münchener!“ sagte der Kellner hastig und legte die Karte aufs Zahlbrett.

Wie er dann das Bier hintrug, eilten seine Augen voraus zu dem Gast, der eine Zeitung genommen hatte und darin las.

Ja, ja! . . . Jetzt, wo er ihn so aus einiger Entfernung ganz deutlich sah, stand es für den Kellner fest: das war der Kerl! . . . Der falsche Ausdruck der Augen unter dem korrekt durchgezogenen, hellblonden Scheitel und der blasierte Zug um den Mund, den der kleine, dunkle, pomadisierte Schnurrbart noch affiger machte! . . . Das stimmte alles! . . . Und besonders die Narbe am Kinn . . . die Narbe! . . . Was bloß einem Mädchel an dem da gefallen konnte?! . . . Unter den Augen hatte er blaue Säde, und er sah jetzt auch älter aus wie damals . . . Aber natürlich, es war ja auch schon vier Jahre her . . .

Der Kellner stellte das Bier auf den Untersatz und wandte sich sofort wieder um . . . Seine jahrelange Schulung als dienender Mensch verbot ihm, den Jörn, die Wut sehen zu lassen, die ihn im Halbe würgte und sein Gesicht rot werden ließ . . .

„Sie . . .!“ Klang es hinter ihm drein. „Ich will doch was essen! . . . Hören Sie denn nicht? . . .“

Der Kellner drehte sich um.

„Was befehlen Sie?“

Der Gast sah den Fritz an, wobei er heraufguckte, schien etwas bemerken zu wollen, schüttelte aber dann nur ganz leise den Kopf und bestellte . . .

„Ein Beefsteak mit Hindernissen, aber sehr englisch . . . und 'n bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf!“ . . .

Der Fritz wollte etwas erwidern, aber er bekam das Wort nicht heraus. Nur seine Hand, die er leicht auf das weiße Tisch-tuch gestützt hatte, die bebte . . .

Und dann ging er und gab die Bestellung an die Wirtin weiter, die eben jetzt in die Küche zurückkehrte, während ihr Mann ihren Platz am Büfett einnahm.

Aber schon im Hinausgehen blieb die rundliche Frau, die ihren Kopf mit dem kleinen grauen Haarnoten, in dem der Schildpottkamm wie ein Krönchen stak, so voll Würde trug — im Hinausgehen blieb sie noch stehen und flüsterte mit ihrem Mann. Der rief:

„Fritz! Komm' Se doch ma' her!“

Und wie der Kellner, der sich eben am Zeitungriegel zu schaffen machte, herantrat, sagte der Wirt mit einem jovialen Schütteln seines kugelrunden, kurzgeschorenen Kopfes vertraulich:

„Müssen Se nich, Fritz . . . müssen Se nich! . . . Wissen doch schon, was ich meine!“ . . . Er machte, mit gebogenem Arm die Faust hebend, die Gebärde des Trintens. „ . . . Nachher, wenn Se 'raus sind, denn könn' Se ja machen, wat Se wollen . . . aber in Dienst nich! . . . in Dienst nich! . . .“

„Ich hab' nich jetzul'n,“ sagte Fritz kurz und ging wieder zu den Zeitungen.

„Höl!“ machte der Wirt hinter ihm drein. Aber der Dide gehörte zu den Leuten, die unangenehme Auseinandersetzungen gern aus dem Wege gehen . . .

In den Augen des Kellners, der fortwährend auf die in den Haltern hängenden Zeitungen stierte, standen Tränen der Ohnmacht. Er überhörte absichtlich, daß der Gast ihn zweimal rief.

„Na, Kellner, sind sie denn taub? . . . Was!?“

Der Fritz wollte zum Wirt gehen . . . Er wollte . . . Aber der längst zur Gewohnheit gewordene Zwang, jedem Menschen zu gehorchen, der Geld in der Tasche hatte, ließ ihn sich doch umdrehen und den Gast nach seinen Wünschen zu fragen.

„Was haben Sie denn, Kellner?“ sagte der. „Was starren Sie mich denn so an? . . .“

Der Fritz senkte schwer atmend den Kopf, aber er sagte nichts.

Mit einem unangenehmen Lächeln, das seine weitstehenden Zähne sehen ließ, meinte der Gast:

„Lassen Sie das gefälligst! . . . Und bringen Sie mir'n Malsch!“

Am Büfett machte der Wirt dem Friz wieder Vorhaltungen, doch der Kellner blieb stumm und servierte dem Gaste den Likör. Dabei zitterte seine sonst so sichere Hand so stark, daß das Spitzgläschen umkippte, vom Teller fiel und seinen Inhalt dem Gaste über die Kleidung goß.

„Lölpell!“ schimpfte der. „Könn' Sie nicht besser aufpassen, Sie . . .“ Er wollte wohl noch ein Schimpfwort hinzusetzen. Aber da hatte er schon einen so fürchterlichen Faustschlag im Gesicht, daß er zurückflog. Und dann warf sich der Kellner mit heiserem Geschrei, unzusammenhängende Worte und Schimpfreden herausbrüllend, über ihn her und bearbeitete den zu Boden Gerissenen, der sich nur schwach wehrte, mit Fäusten und Füßen.

Der Wirt sprang vor. Zwei Gäste, die eben eintraten, halfen ihm, den Rasenden von seinem Opfer fortzureißen und festzuhalten. . . . Aber merkwürdig, kaum war der so arg Mißhandelte, dessen Krugen und Oberhemd voller Blutsfleden war, wieder auf den Füßen, so nahm er seine Sachen, murmelte etwas in sich hinein und besilte sich, das Lokal zu verlassen. Als er an der Tür der herbeigeeilten Wirtin die Besche bezahlte, blickte er immer wieder ängstlich nach dem Kellner zurück, den die drei anderen kaum zu halten vermochten. . . .

Wie er fort war und sie den Kellner endlich losließen, ballte der Friz, noch immer rasend, die Faust hinter dem Gaste her: „Durch den is meine Schwester vor die Hunde gegangen!“

Die religiösen Vorstellungen des Kindes.

Die Debatten über die Frage, ob überhaupt eine religiöse Unterweisung in die Schule gehöre, und wenn ja, wie diese dann zu gestalten sei, nehmen einen großen Teil innerhalb des pädagogischen Gesamtreites, der augenblicklich tobt, ein. Mehr als die unzähligen auf reine Theorie hin ausgearbeiteten Vorschläge der Fach- und Nichtfachmänner dürfte eine experimentelle Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Kinderseele und religiösen Vorstellungen Licht in diesen Streit bringen. Die ersten Anfänge zu einer solchen exakten Untersuchung bietet ein Büchlein, das in der Sammlung „Führer ins Leben“ erschienen ist und sich „Kind und Gottesidee“ betitelt. Leider ist der wertvolle Kern des Büchleins durch die unklar vorgetragenen und auch inhaltlich nicht ausgereiften eigenen Ansichten des Verfassers (Karl Röttger) überdeckt. Wir übergehen diese und teilen das rein Tatsächliche seiner Untersuchungen mit. Dies besteht zum Teil aus religiösen Kindheitserinnerungen einzelner von ihm um Auskunft ersehnter Erwachsener, zum Teil aus literarischen Denkmälern bekannter Dichter und Schriftsteller, zum Teil endlich aus stenographisch aufgezeichneten Unterredungen mit Kindern.

Von den Erinnerungen Erwachsener legen besonders folgende zwei Episoden Zeugnis von der seelischen Verwirrung ab, in die ein Kind durch systematische „religiöse“ Beeinflussung geraten kann. . . . Ich hatte Gott oft gebeten, zu mir zu reden, und wollte ihn unzählige Male zwingen. Ich war schon immer etwas kurzichtig, das half mir viel. Besonders abends in der Kirche. Da ließ ich die Kronleuchterkerzen als Sterne um mich kreisen. Die beiden Lichter auf der Kanzel waren Gottes Augen — da floß seine Stimme aus dem dunklen Mund der Höhle. Da konnte ein Luftzug im Nacken mich erschauern machen. Es war Gottes Hand, die auf mir gelegen. — Damals war das Radfahren noch nicht so allgemein wie heute, und es kamen die ersten Kettlenlaternen auf. Ich ging einst in sinkender Dunkelheit die Chaussee entlang. Abendschauer um mich. — „D, ich weiß, daß Du bei mir bist, überall, aber gib mir doch ein Zeichen.“ — Da geht hinten am Horizont ein Stern auf, hell wie noch keiner. Schreck und herzstodende Erwartung. Er wird größer und flammt heller und rollt singend auf mich zu. Wenn er mich in glühender Umarmung vernichtete! Ich stand atemlos mit siegreich leuchtenden Augen und erwartete ihn. Schwirren von Schwingen — der Engel der Sendung. Es war ein Radfahrer.“ Und das andere Mal liegt dasselbe Kind (von 11—12 Jahren) stundenlang auf dem warmen, dunklen Heuboden und versucht mit aller Gewalt aus einem dünnen durch die Ziegel hereinfallenden Lichtstrahl den Teufel herauszusehen. „Ich flüsterle Verschwörungen halb erstickt vor mich hin, murmelnde Worte und Namenanhäufungen — aber weder Gott noch Teufel erschienen. Da war ich dann eine ganze Zeit Atteist.“

Wie der Wirklichkeitsinn eines Kindes systematisch untergraben werden kann, zeigt das Bekenntnis eines katholisch Erzeugenen. Er schreibt: „Ich stieß mich endlich überhaupt nicht mehr an dem Unterschied zwischen materieller und geistiger Existenz. Ich sah ja alles genau. Und darum interessierte es mich eigentlich gar nicht mehr; nie habe ich mit innerer Spannung oder Wärme das angeschaut. Es war damals viel die Rede von einer Madonnenerscheinung, die besonders die Kinder gesehen haben sollten. Das stachelte meinen Ehrgeiz, und ich zwang die Vorstellung herbei. In der nächsten

Nacht erwachte ich und sah mitten im dunklen Zimmer die Erscheinung, genau der bildlichen Darstellung entsprechend, in greifbarster Wirklichkeit. Ich grüselte. Aber mein Grüsel kam wohl mehr von der nächtlichen Dunkelheit; ich war im Dunkeln immer sehr ängstlich. Die Erscheinung an sich beängstigte mich nicht, weil es mir nichts Fremdes war.“

Ueber den Zusammenhang von Moral und Gott bei den Kindern unterrichten folgende kleine Episoden. „Ich mußte einmal in einem Laden ein größeres Geldstück wechseln und erhielt etwa zehn Groschen zuviel heraus. Die habe ich behalten, ging zur Kirche und warf zwei Groschen in den Opfertasten, um die stillen Selbstvorwürfe wegen des Diebstahls zu betäuben. Ich meinte, damit könne der liebe Gott zufrieden sein.“ — „Auf den Tag der ersten Kommunion war ich sehr gespannt. Denn sowohl der Pfarrer wie meine Mutter hatten mir gesagt, daß es der schönste Tag des Lebens sei. Als nun nichts Großes und Wunderbares geschah, wurde ich mehr und mehr ärgerlich. Schließlich wurde mein Groll so stark, daß ich meiner Mutter ein Geldstück entwendete und an einem Apfelbaum die daran anhängenden Früchte heruntererschlug. Da hätten die Mutter und der liebe Gott ihr Teil!“ —

Unter den mitgeteilten Proben aus Dichtern und Schriftstellern interessieren besonders Aeußerungen von Gottfried Keller, Goethe, Hebel und der Ebner-Eschenbach.

Gottfried Keller hat im Grilmen Heinrich höchst merkwürdige Kindergefühle und -gedanken beschrieben. Zuerst glaubte er, daß der liebe Gott die goldene Wetterfahne auf dem Dache der Kirche sei. „Als ich aber einst ein Bilderbuch bekam, in dem ein prächtig gefärbter Tiger ansehnlich dastehend abgebildet war, ging meine Vorstellung von Gott allmählich auf diesen über, ohne daß ich jedoch, so wenig wie von dem Fahne, je eine Meinung darüber äußerte.“ Erst aus dem Vater-Unser-Gebet lernt der grüne Heinrich, daß „Gott wohl ein Wesen sein müsse, mit dem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen ließe, eher als mit jenen Tiergestalten“. Er beginnt ihn nun mit den unmöglichsten Bitten zu quälen, daß z. B. „der Vorgesetzte für einen Tintenker im Fest mit Blindheit geschlagen werde, daß die Sonne still stehe, wenn ich mich des Abends zu verspäten drohe“ usw. Je älter er wird, desto geringer wird natürlich sein Vertrauen zu Gott. Schließlich fühlt er in sich öfter eine krankhafte Versuchung, Gott derbe Spottnamen und selbst Schimpfworte anzuhängen, wie er sie auf der Straße hörte. Besonders vor dem Einschlafen pflegte ihn dieser Zustand zu quälen. Unmittelbar daran schloß sich eine Versicherung, daß es nicht gelten sollte, und daran eine Bitte um Verzeihung. Sehr schön bemerkt Keller hierzu, daß es sich dabei wahrscheinlich um ein nur halb bewußtes Experimentieren des kindlichen Geistes mit der Idee der Allgegenwart Gottes handelte. — Ueber den Katechismusunterricht urteilt derselbe Schriftsteller sehr herb: „Wenn man diese vierschrotigen nackten Gebote neben den übersinnlichen und unsäglich Glaubenssagen sah, fühlte man den Hauch eines rohen, starren Barbarentums.“

Hebel erhielt den ersten wirklich religiösen Eindruck seiner Schilderung nach durch ein fürchterliches Gewitter. Von da an „verwandelte sich das eingelernte Geplapper meiner Lippen plötzlich in ein wirkliches und ängstliches Gebet, und damit war die geistige Nabelschnur, die mich bis dahin ausschließlich an die Eltern gebunden hatte, zerrissen, ja, es kam bald soweit, daß ich mich bei Gott über Vater und Mutter zu beklagen anfang, wenn ich ein Unrecht von ihnen erfahren zu haben glaubte.“

Goethe bekam seine ersten kindlichen Zweifel an der Güte Gottes durch das Erdbeben von Lissabon (1755), das 60 000 Menschen plötzlich vernichtete. Aber die Zweifel schwanden mit einiger näheren Kenntnis der Natur. Gott verlor jetzt das Persönliche, Menschliche. Dafür wurde er erhabener, aber auch lebendiger. „Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichnis vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehende Gemüt des Menschen bedeuten. Aus der vorhandenen Naturaliensammlung wurden die besten Exemplare herausgesucht.“ Ein Musikpult diente als Altar. Ein Sonnenaufgang wurde abgewartet. Glühende Räucherkerzen verbreiteten einen angenehmen Duft. Und „alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen“. Freilich hatten die Kerzen — wie Goethe nachher merkte — zwei große Löcher in das schöne Pult gebrannt. „Hierdurch war dem jungen Priester der Mut zu neuen Opfern vergangen, und fast möchte man diesen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt sei, sich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.“

Marie von Ebner-Eschenbach wurde streng katholisch erzogen. Man hatte ihr die erste Weichte als das Größte geschildert, was es gäbe. Sie empfand es auch so — allerdings berart überspannt und krankhaft, daß sie sofort danach beschloß, durch einen Sprung aus dem Fenster ihrem Leben ein Ende zu machen. So groß war ihre Angst, wieder in „Sünde“ zu verfallen. Glücklicherweise ging der Sprung fehl, und die spätere Dichterin ward, vom Fensterkreuz abgeprallt und rücklings zu Boden stürzend, vor diesem grausamen Gotte gerettet.

Aus dem dritten Teil des Materials, Unterredungen und Tagebücher von Kindern, mögen folgende charakteristischen Aeußerungen mitgeteilt werden.

Gretchen (3-4 Jahre): Kann der liebe Gott wirklich alles sehen?

Hans: Ja, das kann er.

Gretchen: Kann er denn durch die Haustür und durch die Stubentür in unser Haus gucken?

Hans: Ja, natürlich.

Gretchen: Kann er denn auch durch dicke Mauern und Steine gucken?

Hans: Ja, er kann überall durchgucken.

Gretchen: Kann er denn wohl auch durch die Schranktür in meinen kleinen Puppenkleiderschrank sehen und sehen, was da für Kleider in sind?

Hans: Ja, das kann er.

Gretchen: Hans, ich glaube, am besten kann der liebe Gott aber doch durch Glas sehen.

Berner (7 Jahr), abends im Bette: „Mama, bin ich heute artig gewesen?“ — Da weicht Du selbst recht gut, daß Du's nicht gewesen bist. — „Ja, das hat eigentlich der liebe Gott schuld, der könnte es doch auch so machen, daß ich artig wäre. Warum tut er das nicht?“

Ueber die sogenannte Dreieinigkeits philosophiert das kindliche Gehirn in folgenden Variationen:

B. G.: Ich meinte, es gäbe drei Götter, Jesus wäre allen, dann Gott und dann der heilige Geist.

G. F.: Wenn jemand Schuster, Schneider und Lehrer ist, dann ist es auch nur eines. So ist es auch bei Gott.

A. A.: Ich dachte, wenn ein Mann vorbeiging mit einem Mantel über die Aermel (Pelzerine), das sei Gott.

M. L.: Ich dachte, Gott wäre wie wir, nur daß er Liebe hätte. Ich dachte, man könnte ihn sehen. Einmal war ein Mann bei uns, da sagte ich: Vater, ist das der liebe Gott? Da sagte der Vater: Nein.

Merkwürdigerweise hat — das sei zum Schluß noch erwähnt — für die Kinder ein Problem großes Interesse, um das sich die kirchliche Wissenschaft bisher aus naheliegenden Gründen nicht viel gekümmert, nämlich wer denn den lieben Gott gemacht hat!

M. W.: Er ist vielleicht tot gewesen, und da ist er aufgestanden.

S. M.: Gott war vielleicht irgend in der Erde, da ist er rausgekommen und hat die Welt gemacht.

S. F.: Einmal hat Wasser gedampft, hat der Dampf sich zusammengesetzt und wurde Gott daraus.

E. B.: Sind Menschen gestorben, deren Geist hat sich zusammengesetzt, und das ist Gott geworden.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Ein neuer deutscher Buchstabe? Die verschiedenen Sprachen besitzen nicht nur in ihrer mündlichen, sondern auch in ihrer schriftlichen Ausdrucksweise einen eigenen Grad von Umständlichkeit. Es sind Fälle bekannt, in denen sich deutsche Naturforscher mit Vorliebe der englischen Sprache dann bedient haben, wenn es ihnen auf besondere Kürze und Schärfe des Ausdrucks ankam, und andere Forscher und Schriftsteller sich bestrebt, die deutsche Sprache noch weiter dahin zu entwickeln, daß sie immer mehr zur höchsten Ausdrucksfähigkeit gelangt. Beziehen sich diese Punkte auf den Inhalt der Sprache selbst, so ist auch ihre äußerliche Wiedergabe durch die Schrift von hoher Bedeutung. Welche Unterschiede zwischen einer Bilderschrift der alten Ägypter mit ihren Hieroglyphen oder der Chinesen mit ihrer unglaublich entwickelten Vielheit der Schriftzeichen und der einfachen Buchstabenschrift eines Engländers! Hier wird der Engländer dem Chinesen gegenübergestellt und nicht der Deutsche, weil in der deutschen Schrift noch manche Umständlichkeiten vorhanden sind, die vielleicht noch eine Verbesserung erfahren können. Darauf zielt eine Auseinandersetzung von Doktor Hundhausen in der Frankfurter Wochenschrift „Umschau“ ab, worin namentlich einem Schriftzeichen der Krieg erklärt wird, nämlich dem sch. Man braucht eigentlich nichts zum Beweise dafür hinzuzusehen, daß dieses Zeichen in der Tat eine merkwürdige Schwerfälligkeit zur Schau trägt, indem es drei Buchstaben in Bewegung setzt, um einen einzigen Laut zu bezeichnen. Der Engländer schreibt wenigstens nur h dafür, und großartig erscheint im Gegensatz dazu die Fähigkeit des Russen, der den Bishlaut schlich mit einem einzelnen Buchstaben wiederzugeben vermag. Man kann sich wirklich dem Eindruck nicht entziehen, daß es von Vorteil wäre, an dem alten sch unserer deutschen Sprache zu rütteln, wenn man bedenkt, wieviel Papier und Druckkosten, wieviel Mühe auch dem Schreibenden erspart werden würde, wenn man statt des sch einen einfachen neuen Buchstaben erfinden könnte. Man sollte sich dabei erinnern, daß die deutsche Schrift mit der Vereinfachung der Bezeichnungen für alle Laute, die vorläufig nur durch mehrere Buchstaben ausgedrückt werden können, nur dem Vorbild anderer hochentwickelter Sprachen folgen würde. Das Griechische hatte bereits für ch, ph, ps besondere Buchstaben, und die deutsche Sprache hat sich ja auch längst daran gewöhnt, für ts ein einfaches z und für ts ein z zu schreiben. Warum sollte

man also auf diesem Wege nicht fortschreiten? Sicher kann man auch die Wichtigkeit einer Reform auf diesem Gebiete übertreiben. Dennoch würde eine statistische Ermittlung wahrscheinlich ergeben, daß mit solchen Buchstabengruppen, wie namentlich sch, eine ziemlich große Menge an Arbeit und Papier in Anspruch genommen werden. Wer sich nur der Handschrift bedient, wird freilich nicht allzuviel von einer etwaigen Verbesserung merken. Jeder Maschinenschreiber und Setzer aber würde die Verminderung der Arbeit sicher mit Freude begrüßen.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Verwandlung von Gold in Kupfer. Es ist noch nicht lange her, daß der vielbesprochene Versuch des berühmten englischen Chemikers Ramsay, durch Einwirkung von Radium-Emanation Kupfer in Lithium zu verwandeln, sich als nicht stichhaltig erwiesen hat. Kurze Zeit nachdem aus dem Pariser Laboratorium der Mitentdeckerin des Radiums, der Frau Curie, die Kunde gekommen war, daß die Wiederholung der Ramsayschen Versuche mit äußerst sorgsam rein dargestelltem Material stets negativ verlaufen war, hat der berühmte Gelehrte selbst seine ersten Veröffentlichungen über die Metallverwandlung berichtigt und festgestellt, daß die kleinen Lithiummengen, die bei Einwirkung von Radium-Emanation auf Kupferlösung entstanden waren, aus den Glaswänden der Gefäße, in denen das Experiment ausgeführt wurde, stammten. . . . Jetzt kommt aufs neue, diesmal aus Amerika, die Kunde, daß es gelungen sei, nach ganz anderer Methode eine Umwandlung von Gold in Kupfer zu vollziehen. Die Quelle, aus der die Nachricht stammt, ist nicht etwa eine „amerikanische“, sondern eine sehr ernst zu nehmende. — Im letzten Hefte der „Chemical News“ beschreibt Warard Cobb aus Dawson-City im Yukon-Bezirk (Kanada) die von ihm entdeckte „Transmutation“: Er schloß chemisch reines amorphes Gold, das sich in höchster Reinheit herstellen läßt, in eine Glasröhre, durch die eine halbe Stunde lang der Funkenstrom einer 20 Zentimeter langen Induktionsspirale hindurchging. Nach Ablauf dieser Zeit wurde das Gold in Königswasser gelöst und erwies sich unzweifelhaft als kupferfärbig. Der Versuch wurde viermal wiederholt und ergab jedesmal das gleiche Resultat. Noch erheblicher erschien der Kupfergehalt bei etwa dreiviertelstündiger Einwirkung des Induktionsfunken im Vacuum. Die Elektroden, die in die Röhre eingeführt waren, bestanden aus reinem Platin. Die Versuchsanordnung ist eine so einfache, daß man darauf rechnen kann, der interessante Versuch werde sehr bald von zahlreichen anderen Forschern nachgeprüft werden, und man wird also halb darüber garheit gewinnen, ob sich tatsächlich unter dem Einfluß hochgespannter Ströme, die übrigens bei dem beschriebenen Versuch dem Golde radioaktive Eigenschaften verleihen, eine Metallverwandlung vollzieht, oder ob auch diesmal wieder die aufgefundenen Spuren von Kupfer aus minimalen Verunreinigungen des Materials stammen. Daß sich in dem rein dargestellten Golde nachweisbare Spuren von Kupfer befinden sollten, ist kaum denkbar. (Cobb setzt seine Versuche weiter fort.) Sofern die Elektronentheorie, aus der sich der stufenförmige Abbau der Elemente erklären läßt, richtig ist, wäre es sehr wohl möglich, daß die außerordentlich starken elektrischen Kräfte, die heute zur Verfügung stehen, das Mittel an die Hand geben könnten, die Verwandlung, wenn auch in kleinem Maßstabe, wirklich durchzuführen. Allerdings wird es durch diesen kleinen Maßstab erschwert, zu entscheiden, ob es sich um Verunreinigungen handelt oder nicht.

Medizinisches.

Massenmord und Epidemien. In Kriegszeiten sind ansteckende Krankheiten in den Feldarmeen ebenso gefürchtet, wie die Verluste der Schlachten selbst, und es sind namentlich aus früheren Zeiten, wo die Heilung und Verhütung von Krankheiten noch nicht auf einer so hohen Stufe stand wie heute, zahlreiche Beispiele dafür bekannt, daß bei längeren Kriegen die Krankheiten weit mehr Opfer forderten als Kugel und Schwert. Die Gründe liegen auf der Hand. Sie bestehen einmal in der Massenanammlung von Menschen und dem dadurch bedingten Mangel an gesunden und hinreichenden Nahrungsmitteln, wohl auch an Wasser; ferner aber auch geradezu in den Wirkungen der Verwesung der zahlreichen Menschenopfer der Schlachten. Alle diese Einflüsse haben sich nach einem Bericht des Lancet-Korrespondenten aus Konstantinopel auch bei den jüngsten Meuteleien in Kleinasien gezeigt. Nach Berichten aus Erzerum und anderen Teilen Armeniens haben sich dort ansteckende Krankheiten im Anschluß an den Massenmord in unheimlicher Weise ausgebreitet. Am schlimmsten scheint es in Adana zu stehen, wo sich 20 000 Flüchtlinge in Zelllagern zusammengeedrängt haben. Unter ihnen raffen namentlich Mätern außerordentlich viele Menschen dahin. Die Mätern treten ebenso tödlich auf wie die Pocken, und so kommt es, daß fast alle seit den Meuteleien geborenen Kinder gestorben sind. Noch jetzt werden täglich Wertwunde aus der Umgebung hergeschafft, meist in dem hoffnungslosen Zustand zugetretenen Brandes. In dem Lager wüthet außerdem namentlich die Dysenterie. Trotz ausgedehnter Maßnahmen und einer aufopfernden Tätigkeit einer Anzahl von Ärzten, ist es bisher nicht möglich gewesen, diese Epidemien wesentlich einzuschränken.